

# Rheinländisches Tagebuch

Autor(en): **Spender, Stephen**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **13 (1945-1946)**

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759195>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# RHEINLÄNDISCHES TAGEBUCH

VON STEPHEN SPENDER

## KÖLN

In Hagen hatte ich große Schäden gesehen und in Hamm ebenfalls, wo der größte Teil der Innenstadt zerstört worden ist. Auch längs der Straße von Oynhausen waren Brücken zerstört, und provisorische Holzbrücken waren — rührend genug — nach Angehörigen der Royal Engineers benannt: Mc Mahon's Bridge, Piper's Bridge, Smith's Bridge usw. Doch in Köln war es, wo ich erfaßte, was völlige Vernichtung bedeutet.

Mein erster Eindruck auf der Wanderung durch die Stadt war, daß auch nicht ein einziges Haus übrig sei. Es gibt Mauern in Menge, aber sie sind nur eine dünne Maske vor der feuchten, hohlen, stinkenden Leere des ausgeweiteten Innern. Ganze Straßen, wo nichts als die Mauern stehen, sind schlimmer als völlig zerstörte Straßen. Sie sind unheimlicher und bedrückender.

Derzeit gibt es nur noch wenige bewohnbare Häuser in Köln; dreihundert im ganzen, sagt man mir. Man geht durch Straße nach Straße mit Häusern, deren Fenster hohl und schwarz starren wie der offene Mund eines verkohlten Leichnams; hinter diesen Fenstern ist nichts als Fußböden, Möbel, Teppichfetzen, Bücher, die als feuchter Haufen auf dem Grund des Hauses liegen.

Durch die Straßen Kölns stapfen den ganzen Tag lang Tausende von Menschen. Es sind dieselben Leute, die noch vor wenigen Jahren in ihrer Stadt einkaufen gingen oder darauf warteten, ins Kino oder in die Oper zu gehen, oder Taxi anhielten. Es sind dieselben Leute, die einst die üblichen Großstadtbewohner waren, als dieser verfau-lende Leichnam einer Stadt — heute ein fast unglaublich scheinendes Wunder rekonstruktiver Vorstellungskraft — die Nabe des Rheinlands war, mit einem großen Geschäftszentrum, Quadratmeilen von Schaufenstern, Restaurants, einer mächtigen Handelsstraße, wo die Hauptniederlassungen zahlreicher Banken und Firmen standen, mit einer ausgezeichneten Oper, Theatern, Kinos, nächtlich beleuchteten Straßen.

Heute bedarf es einer tatsächlichen Anstrengung der Phantasie, um an jenes Köln zurückzudenken, das ich vor zehn Jahren gut gekannt

habe. Alles ist fort. Darin ist die Zerstörung in Deutschland völlig verschieden auch von dem Schlimmsten, was in England geschah — wenn auch nicht verschieden von Polen und Teilen Rußlands. In England gibt es Löcher, Klüfte, Wunden, doch das Leben der Menschen, das sie umströmt, hat sie gefüllt, hat eine Narbe geschaffen, die heilen wird. In Städten wie Köln oder im Ruhrgebiet ist etwas ganz anderes geschehen. Die äußere Zerstörung ist so groß, daß sie nicht geheilt werden kann, und das Leben rundum im übrigen Land kann nicht einströmen und die Stadt wiederauferstehen lassen, die nicht nur zertrümmert, sondern auch zerstückelt und von dem übrigen Deutschland wie von Europa abgeschnitten ist. Der Zusammenbruch der Stadt spiegelt sich im innern Zusammenbruch ihrer Bewohner; statt daß sie imstande wären, eine Narbe über den Wunden der Stadt zu formen, sind sie Parasiten, saugen an einem toten Gerippe, graben unter den Trümmern nach verborgener Nahrung, handeln auf dem schwarzen Markt beim Dom, und das ist das Geschäft des Zerstörens, nicht des Schaffens.

Die Leute, die hier leben, scheinen jeder Beziehung zu Köln zu entbehren. Sie gleichen eher einem Nomadenstamm, der in einer Wüste eine zerstörte Stadt entdeckt und nun in den Trümmern kampiert, in den Kellern wohnt und unter den Ruinen nach Beute sucht, nach den Ueberresten einer abgestorbenen Zivilisation.

Die große Stadt sieht aus wie eine Leiche und stinkt auch so, mit all dem Unrat, der nicht weggeräumt wurde, all den Körpern, die noch immer unter Haufen von Stein und Eisen begraben liegen. Wenn die Straßen auch teilweise gesäubert wurden, gibt es doch noch eine Menge Löcher, und einige der Seitenstraßen sind unpassierbar. Der allgemeine Eindruck ist, daß nur sehr wenig fortgeräumt wurde. Es sind noch ganze Landschaften unberührter Ruinen übrig.

An dem Tage, da ich den Rhein auf der Notbrücke überquerte, hatte er mit seinen zerstörten Brücken eine erschreckende Größe. Am Himmel waren schwarze Wolken, durchbrochen von glasklaren lichten Stellen. Ein Lichtschimmer fiel auf den Dom, der nur leicht beschädigt, aussieht wie ein verschlissener Wandteppich seiner selbst mit Löchern im Dach, durch die man das Gewebe sieht. Und doch ist es der vergleichsweise unversehrte Dom, der Köln das verleiht, was ihm noch an Charakter geblieben ist. Man sieht, daß dies eine große Stadt ist und war, denn die Turmspitzen des Domes erhöhen es über jenen Haufen Geröll, jene Sammlung von Mauern, wie die Ruhrstädte sie darstellen. Große Gebäude rund um den Dom sind zerschlagen und zerrissen worden, und — ein Gewirr von Klippen — besitzen sie eine gewisse Würde wie die Felsen und Klippen unterhalb einer Kirche am Meer.

Die Träger der Rheinbrücken sind diagonal in die schwarzen Wasser des Rheins gefallen, rund umwirbelt von weißem Schaum. Sie sahen aus wie schnelle Maschinen, die in den Strom tauchen, und ihre schönen Linien betonen noch das Gefühl der Bewegung. Dort, wo sie nicht im Strom vorwärtsstoßen wie ein Wurfspieß oder ein Schnellboot, hängen zerbrochene Träger in Bändern, Splittern und Fetzen von den Pfeilern, ein Wirrwarr erstarrter Bewegung. In den zerstörten deutschen Städten fühlt man sich häufig wie von dem Gespenst eines entsetzlichen Lärms besessen. Unmöglich ist es, sich nicht die erderschütternden Explosionen, das Hämmern des Himmels auf den Boden, vorzustellen, die all das verursacht haben.

Die Wirkung dieser Stadtleichen ist eine tiefe Entmutigung, die jeden beeinflußt, der in Deutschland lebt und arbeitet, die Besetzungstruppen ebenso sehr wie die Deutschen. Die Zerstörung ist in mehr als einem Sinne ernsthaft. Sie ist ein Gipfel wohlüberlegter Anstrengung, eine Leistung unserer Zivilisation, das augenfälligste Ergebnis der Zusammenarbeit von Nationen im zwanzigsten Jahrhundert. Es ist die Form, die unser Jahrhundert geschaffen hat, so wie die gothischen Kathedralen die vom Mittelalter geschaffene Form sind. Alles ist hier zum Stehn gebracht worden, jene Verschmelzung der Vergangenheit in die Gegenwart — der Architektur eingeprägt — die das organische Leben einer Stadt bildet, ein Leben, das sich von dem Leben ihrer Bewohner wesentlich unterscheidet, die schließlich eine Stadt lediglich als Warteraum auf ihrer Reise durch die Zeiten benützen: jenes lange, gigantische Leben einer Stadt ist getötet worden. Die Stadt ist tot, und die Bewohner spuken nur durch Keller und Fundamente. Ohne ihre Stadt sind sie wie Ratten in den Kellern oder wie Fledermäuse, die um die Türme des Domes flattern. Die Bürger leben weiter, ein niedriges, mechanisches Leben, wie das der Insekten in den Mauer Ritzen, jener Insekten, die zu dürftig, zu jämmerlich sind, als daß sie mit der Zerstörung der Mauer vernichtet würden. Die Zerstörung der Stadt selbst mit all ihrer Vergangenheit wie mit ihrer Gegenwart ist fast ein Vorwurf gegen die Menschen, die hier weiterleben. Die Sprache der Steine in Deutschland predigt den Nihilismus.

#### PROFESSOR C.

Sobald ich in Bonn angekommen war, suchte ich Professor C. auf. Obgleich halb Bonn zerstört ist, lag seine Parterrewohnung in einem fast ganz unversehrten Stadtteil, und er und seine Frau wohnen noch immer dort.

Ich kannte Professor C. vor 1933 sehr gut. Er lehrte in Heidelberg

und dann in Bonn moderne Sprachen. Er war unter der Weimarer Republik einer der hervorragendsten Deuter der französischen Literatur und hat Bücher über Balzac, die französischen Symbolisten und Proust geschrieben.

Im Sommer 1931 hatte ein Freund mir in Baden-Baden eine Empfehlung an C. gegeben. Zu jener Zeit war er ein Mann von fünfundvierzig. Wir unternahmen zahlreiche Wanderungen durch den Schwarzwald, und er sprach viel von Literatur. Unter all meinen Lehrern — und er war tatsächlich mein Lehrer — war er der einzige, der niemals den unmittelbaren Zusammenhang zwischen Literatur und Leben aus den Augen verlor. Das läßt sich schwer anders definieren, als daß man sagen könnte, daß er über jeden Gegenstand konkret sprach, und das gab einem das Gefühl, man könnte den Gegenstand ergreifen und dazu verwenden, das eigene Leben richtiger zu leben. Ein anderes charakteristisches Merkmal seiner Art, zu lehren, war seine klare Erkenntnis dessen, was mir erlernbar war und was nicht. Niemals gab er mir das Gefühl, ich könnte zu Dingen taugen, für die ich kein Verständnis besaß. Statt dessen gab er mir einen Begriff von meinen Grenzen wie von meinen Möglichkeiten.

Bald nachdem ich C. kennengelernt hatte, heiratete er. Seine Frau war vorher seine Schülerin gewesen. Von da an kam ich beinahe jedes Jahr zu ihnen nach Bonn. Er besaß eine ausgezeichnete Bibliothek und viele interessante Dinge. Er lebte gut, liebte gute Gesellschaft, gutes Essen und guten Wein. Er und Frau C. reisten viel, zumal in Frankreich, Italien und Spanien. Er hatte Beziehungen zu den hervorragenden Schriftstellern und Gelehrten jener Länder und genoß allgemeine Achtung.

Nach Hitlers Machtergreifung wäre es ein Leichtes für ihn gewesen, Deutschland zu verlassen und nach Paris, Madrid, Rom, Oxford oder Cambridge zu gehen. Seine Stellung in Deutschland wurde nicht bequemer dadurch, daß er im Jahre 1932 ein Buch veröffentlicht hatte, in dem er mit geradezu wütender Heftigkeit die Umtriebe der Nazis an den deutschen Universitäten aufzeigte. Nichtsdestoweniger war dieses Buch eine Verteidigung der deutschen Tradition und in nationalistischem Geist geschrieben. Er griff darin nicht nur die Nazis an, sondern auch die Proletarisierung der Literatur und kritisierte den Einfluß jüdischer Ideen.

Seit 1933 war ich oft erstaunt darüber gewesen, daß C. Deutschland nicht verließ. Ich glaube wahrhaftig, daß der Grund in seinem leidenschaftlichen Hang zur Beständigkeit lag, darin, daß er völlig in seiner Umgebung verwurzelt war, und das raubte ihm die Bewegungsfreiheit. Er hatte sich sein Leben nach dem Vorbild Goethes geformt, der sich rühmte, daß er während der Napoleonischen Kriege wie eine

mächtige Klippe aufgeragt sei, unbekümmert um den Schwall, der Hunderte von Fuß unter ihm tobte. Wenn die Nazis ihm auch stets verhaßt waren, so hatte er doch auch nur geringe Sympathie für die Linke, und die Auswanderung aus Deutschland war zum größten Teil Sache der Linken. Ueberdies mochte er gefühlt haben, daß es seine Pflicht, als nichtpolitische Erscheinung, sei, in Deutschland zu bleiben, um den jungen Menschen ein Beispiel für das Ueberdauern einer weiseren und größeren deutschen Tradition zu geben. Trotz allem war er doch sehr deutsch.

Von 1933 bis 1939 sah ich ihn nur wenig, denn ich kam kaum noch nach Deutschland; aber ich erinnere mich, daß ich im Jahre 1934 einige Tage mit ihm verbrachte. Zu jener Zeit kümmerte er sich nicht um Politik, doch seine Wohnung war zu einem Zentrum geworden, wo jeder Besucher — zumeist vom katholischen Standpunkt aus — gegen das Regime sprach. Bei dieser Gelegenheit erzählte ich ihm, es gebe vereinzelte Menschen in England, die der Meinung seien, daß die Nazis wohl für viele Dinge verantwortlich wären, die man in England mißbillige, daß aber dennoch die Bewegung auch eine idealistische Seite habe und daß Hitler selbst ein Idealist sei und von den Uebelthaten einiger seiner Leute nichts wisse.

Als ich das gesagt hatte, stand C. von dem Stuhl in seinem Studierzimmer auf und sagte: «Wenn Sie das glauben, dann wollen wir jetzt miteinander ausgehn.» Wir gingen den Rhein entlang. Als wir beinahe in Godesberg waren, blieb er stehn, hob seinen Stock und sagte: «Sehen Sie dort dieses Hotel? Nun, das ist das Hotel, wo diese Lumpen, und Hitler mit ihnen, vor wenigen Wochen gewesen sind und mit aller Sorgfalt die Mordtaten ausgeheckt haben, die sich dann am 30. Juni ereigneten.» — Zufällig war es dasselbe Hotel, wo später Chamberlain Hitler besuchte. — Er sah mich mit einem Ausdruck an, dem man die Endgültigkeit seines Urteils anmerken konnte. Dann brach er überraschend in ein Gelächter aus, und wir kehrten in sein Haus zurück.

Während der folgenden Jahre hörte ich von Freunden, daß sein Leben immer schwieriger geworden sei. Zunächst schien er den Nazis gegenüber gleichgültig zu sein und setzte seine Vorlesungen fort, während er sich gleichzeitig weigerte, irgend etwas von dem zu tun, was die Nazis von ihm verlangten. Vermutlich mußte er später doch gewisse Zugeständnisse gemacht haben, sonst wäre er eingesperrt worden. Aber er fühlte sich anscheinend immer unglücklicher und wurde immer einsamer. Sylvia Beach, die ihn 1936 oder 1937 in Paris sah, erzählte mir, daß er damals, bevor er mit ihr sprach, darauf bestand, ein Taxi zu nehmen und in ein Vorstadtcafé zu fahren, und auch dort spähte er beständig nach allen Seiten, ob er nicht beobachtet

werde. Er mußte aufhören, Französisch zu lehren, und las über mittelalterliches Latein. Dann gab er die Lehrtätigkeit fast ganz auf. Er und seine Frau sahen kaum noch einen Menschen. Sein Ruf verblich nach und nach, bis er unter den jungen Deutschen kaum noch bekannt war. Zehn Jahre vorher war er in Deutschland ebenso bekannt wie außerhalb Deutschlands. Heute kennen ihn in Deutschland nur Gelehrte.

Die Zimmer, die einst hell erleuchtet und freundlich eingerichtet waren, sind heute nackt und schmutzig. Als ich durch den Haupteingang eintrat, sah ich zu meiner Rechten eine andere Türe mit der Aufschrift: «Kein Eingang! Nur für Offiziere!» Das stammte von den Amerikanern, die einen Teil der Wohnung requiriert hatten, als sie nach Bonn kamen. Nun blieb die Inschrift als Memento stehn.

C. war bewegt, als er mich sah. Er führte mich in seine Bibliothek, die heute nur noch ein kahles Zimmer ohne Teppiche, mit wenigen Büchern auf den Regalen und eben nur genügend Möbeln ist, um aus einem Erker ein Eßzimmer und aus dem andern Ende des Raumes ein Arbeitszimmer zu machen.

Rasch waren wir mitten im Gespräch. Ich sagte, ich sei gekommen, um das intellektuelle Leben in Bonn zu beobachten. C. erwiderte, es gebe in ganz Deutschland kaum noch ein intellektuelles Leben, aber es sei doch wichtig, daß ich mit den Menschen spräche, und vor allem, daß ein Schriftsteller wie ich zum Verständnis dessen käme, was sich in Deutschland begeben hatte.

Bevor einer von uns beiden noch etwas von unseren persönlichen Schicksalen während der vergangenen fünf Jahre erwähnt hatte, sprachen wir vom Krieg. C. wollte mir begreiflich machen, daß viele Bonner Studenten nicht mit dem Wunsch nach Sieg in den Krieg gezogen seien, aber dennoch verzweifelt gekämpft hätten. Sie kämpften für ihr Land, aber «im Rücken hatten sie jenes Ungeheuer — die Nazipartei. Sie wußten, daß sie selbst verloren waren, mochte nun Deutschland den Krieg gewinnen oder verlieren.»

Ziemlich aggressiv sagte C., daß jeder, der außerhalb Deutschlands behauptete, es wäre den deutschen Antinazis möglich gewesen, den Krieg zu verhindern, ernsthafte Studien über die Wirkungsmöglichkeiten einer Regierung durch Terror, Propaganda, Lügen und eine verderbte Psychologie unter den Bedingungen der modernen Wissenschaft anstellen möge. «Ihr scheint erwartet zu haben, daß wir aufstehn und auf die Straße gehen würden und erklären, wir seien gegen den Krieg und gegen die Partei. Welche Wirkung aber hätte das gehabt, außer unserer eigenen Vernichtung? Den Krieg hätte es gewiß nicht verhindert. Nicht wir in Deutschland, aber ihr, die Demokratien, die Engländer, die Franzosen und die Amerikaner, hättet den Krieg zur Zeit der Rheinlandbesetzung verhindern können. Damals haben wir

mit der größten Zuversicht erhofft, ihr würdet es tun. Was mußten wir denken, als ihr Hitler einmarschieren ließt?»

«Sie meinen also nicht, daß Deutschland für den Krieg verantwortlich ist?»

«Natürlich», erwiderte C., «es ist vollkommen klar, daß Hitler den Krieg begonnen hat. Daran ist überhaupt kein Zweifel. Es ist die erste Tatsache, die jeder Deutsche begreifen muß. Trotz aller Goebbelspropaganda ist jeder Deutsche, der etwas anderes sagt, ein Ignorant oder ein Lügner. Das Schwierige an den Deutschen ist, daß sie keinerlei Erfahrung mit politischer Freiheit besitzen. Bis zum letzten Jahrhundert wurden sie von lächerlichen kleinen Duodezfürsten beherrscht. Dann kamen sie unter die Herrschaft der preußischen Militaristen. Sie haben sich niemals von der gewohnten knechtseligen Geisteshaltung befreit. Sie haben sich niemals selbst regiert.»

Ich antwortete: «Ich kann sehr wohl verstehen, daß die große Masse des Volkes von den Nazis zuerst getäuscht und dann terrorisiert wurde. Was ich aber nicht verstehen kann, ist, daß keine Gruppe der gebildeten Deutschen sich jemals zum Widerstand vereinigt hat. Wie konnte es zum Beispiel geschehen, daß die Lehrer, als Gesamtheit, all die Nazilügen über die Rasse lehrten und mit voller Ueberlegung darangingen, die Geister der jungen Menschen zu verderben? Ich kann mir nicht vorstellen, daß das in England geschehen wäre. Eine Mehrheit der englischen Lehrer hätte sich geweigert, zu lehren, was sie in Biologie und Geschichte als Lügen ansehen. Und noch weniger hätten sie ihre Schüler lügen gelehrt. Und sie hätten sich auch geweigert, den Haß zu lehren.»

C. zuckte die Achseln und seufzte tief. «Wenn auch manche Lehrer tatsächlich von Anfang bis zu Ende Widerstand geleistet haben, war der Beruf in seiner Gesamtheit doch von den Naziideen durchtränkt. Leider sind allzu viele deutsche Lehrer in ihrem Denken Militaristen und Nationalisten, bevor sie Lehrer sind, und sie denken einzig und allein daran, Disziplin zu lehren. Unglücklicherweise gilt das auch in weitem Ausmaß für die Universitäten.»

«Wenn Sie den ganzen Lehrerberuf einer Nation verurteilen, so ist das zweifellos sehr ernst. Schließt das nicht die Verurteilung der ganzen Nation in sich?»

«Ihr habt vor einigen hundert Jahren einem König den Kopf abgeschlagen. Auch die Franzosen haben sich gegen ihren König und gegen ihre Aristokraten erhoben. Die Grundlage der Freiheit in den Demokratien ist der Gedanke, daß es immer möglich ist, sich gegen einen Tyrannen zu erheben. Die Deutschen aber haben sich niemals gegen einen Tyrannen erhoben. Selbst heute sind es nicht die Deutschen, die sich gegen Hitler erhoben haben. Die Deutschen unterwerfen sich



immer.» Die C.s hatten mancherlei Beschwerden gegen die Besetzung. Was mir im Gespräch mit ihnen und mit anderen intelligenten Deutschen auffiel, war der Mangel an Unterscheidungsvermögen bei diesen Beschwerden. Einige der Dinge, über die man sich beschwerte, waren wohl betrüblich, schienen aber doch unvermeidlich zu einem verlorenen Krieg zu gehören. Als zum Beispiel die Bonner Universität besetzt wurde — Bonn wurde zuerst von den Amerikanern besetzt — da beobachtete man einen amerikanischen Soldaten, der alle Bücher, die vor dem Feuer gerettet worden waren und auf einem Tisch lagen, aus ihren Einbänden riß und mit einem Bajonett daraufloshackte. Einem Professor, der auf ihn zutrat, erklärte er sein Benehmen mit den Worten: «Ich hasse alles Deutsche!» Die Geschichte ging in Universitätskreisen als Beispiel amerikanischer Barbarei um. Meiner Ansicht nach beleuchtet sie nichts als die Stupidität, die unausweichlich mit dem Krieg zusammenhängt. Im Krieg leiden die Länder, die besetzt werden, unter den Mängeln der Zivilisation der besetzenden Macht. So leiden denn die von den Amerikanern eroberten und besetzten Gegenden unter den Uebertreibungen der amerikanischen Zivilisation. Die Amerikaner, an eine Atmosphäre von Ueberproduktion gewöhnt, waren auch in ihrer Zerstörung von Möbeln, Flügeln, Büchern usw. übertrieben.

Manche der Beschwerden, die ich hörte, waren beinahe leichtfertig. So beklagten sich zum Beispiel in Bonn die Leute, die Amerikaner seien bei der Befreiung des Rheinlands, und vor allem Bonns, allzu langsam vorgegangen. Die Städter erzählen, im Herbst 1944 seien die Nazis in voller Flucht über den Rhein zurückgelaufen. Nur einige furchtsame SS.-Leute hätten in panischer Angst ein paar Schüsse abgefeuert. Daraufhin hätten die Amerikaner einen vollständigen Rückzug von fünfzehn Meilen angetreten und seien erst im Frühjahr 1945 wieder vorgedrungen. «Wir können begreifen, daß die amerikanische Zivilisation unkriegerisch ist und keine militärischen Tugenden zu üben wünscht», sagte mir ein Professor; «aber Sie haben keine Vorstellung davon, wie schwer es ist, von einem Volk besiegt zu werden, das nichts vom Kämpfen versteht. Alles geht so langsam.» Eine Beschwerde dieser Art, aus dem Munde eines intelligenten Mannes, erhellt den bestürzenden Egoismus der Deutschen, der heute noch dadurch gesteigert ist, daß sie so lange Zeit von der übrigen Welt abgeschnitten waren.

Bei zwei Gelegenheiten sah ich — als die Amerikaner Bonn verließen — mächtige amerikanische Camions geradewegs über Zivilwagen fahren, die am Straßenrand standen. In einem Fall wurde der Wagen im Nu in eine zerbeulte Blechbüchse verwandelt, in einem andern wurde der Wagen völlig zerschmettert und das Pferd ver-

wundet zu Boden geschleudert. In keinem der beiden Fälle warf der amerikanische Wagenführer auch nur einen Blick rückwärts, um zu sehen, was er angerichtet hatte.

Wenn man diese Dinge an den ungeheuerlichen Grausamkeiten mißt, die die Nazis verübt haben, sind sie natürlich nichtig. Aber ich weiß nicht, ob es einen Sinn hat, sie auf diese Art zu messen. Immerhin scheint es mir, daß ein Camionführer, der, seinen Kaugummi im Mund, einen deutschen Wagen samt Pferd überfährt, vielleicht ein Bild von den Verbrechen der Nazis in Holland vor Augen hat. Die Entwicklung unserer Zeit vermag, wie es nun einmal ist, eine ganze Menge solcher kleiner Befriedigungen gewissermaßen als Rache zu absorbieren. Doch man sollte niemals die Tatsache aus den Augen verlieren, daß das einzig wahre Maß unserer Handlungen nicht ein Bild des Vergangenen ist, sondern das Bild einer Zukunft, in der es den Völkern des Erdballs möglich ist, in Frieden miteinander zu leben.

Die C.s beschwerten sich bitter über die «Nicht-Verbrüderung». Wie wir denn einen Einfluß auf die Deutschen ausüben wollten, wenn wir nicht mit ihnen und sie nicht mit uns sprechen dürften, fragten sie. Ob wir denn auch erfaßten, daß Deutschland seit vielen Jahren von den Gedanken der Umwelt völlig abgeschnitten gewesen sei, und daß es jetzt — wenn wir es nicht leiteten und unsere eigenen Vorstellungen zur Geltung brächten — im Zustand eines geistigen Vakuums bleiben würde? Das Vakuum wurde damals geradezu zu einem Leitwort. Schließlich fand es sich sogar in einer Anweisung des Feldmarschalls Montgomery.

C. lenkte meine Aufmerksamkeit auf den Widerspruch zwischen unserem Verhalten und unserer Propaganda. Tausende von Deutschen hatten während des Krieges, und insbesondere in der letzten Zeit, auf die B. B. C. und den amerikanischen Rundfunk gelauscht, die ihnen Demokratie, Freiheit und Unterscheidung zwischen der Behandlung der guten und der schlechten Deutschen versprochen. Sei es nun in unserem eigenen Interesse gelegen, den Eindruck zu schaffen, als wäre auch unsere Propaganda nichts als leere Worte und eitle Versprechungen wie die von Goebbels?

## BONN

Ich verließ die C.s und ging durch Bonn zurück zur Offiziersmesse.

Eine freundliche Straße, von Bäumen beschattet, führt vom Ende der Straße, wo sie wohnen, parallel zum Rhein ins Zentrum von Bonn, das an diesem Ende der Stadt gewissermaßen mit der Universität beginnt, deren Zugang die Straße überbrückt. Zu beiden Seiten der breiten, schattigen Straße stehen Häuser und Hotels, viele von ihnen

zerstört. Schutthaufen machen es oft unmöglich, auf dem Trottoir zu bleiben.

Jenseits des Universitätsstores ist alles, eingeschlossen fast sämtliche alten Universitätsbauten, das Geschäftszentrum und der Marktplatz, zerstört. Oberhalb des Tores hebt sich, gelb gefärbt, die Mauer der Universität, überhöht von dem Standbild des heiligen Georg, das zwischen den hohen Kronen der Kastanienbäume golden gegen den Himmel schimmert. Doch hinter dieser Außenmauer gab es nichts als gähnende Leere. Zwischen dem Stadttinnern und dem Rhein ist während der letzten Kämpfe alles durch die Bombardierung vernichtet worden. Gelegentlich sah ich an einer Mauer noch einen übriggebliebenen Nazislogan: «Tod oder Sibirien», «Lieber den Tod als Sibirien», «Wir werden siegen — das ist gewiß» oder «Der Tag der Rache kommt». An diesen Slogans war etwas seltsam Biblisches, und man wäre nicht weiter überrascht gewesen, unter ihnen auch «Gott ist die Liebe» zu finden oder «Laßt alle Hoffnung fahren, die ihr hier eintretet». Häufig erschien an den Mauern eine schwarze Gestalt mit einem Fragezeichen über der Schulter. Zuerst glaubte ich, es sei einer der Naziführer; aber es stellte sich heraus, daß es eine Warnung vor Spionen war.

An den Rheinufern waren die Biergärten, die Hotels und die großen Häuser völlig in Stücke zerschlagen. Zwischen den Trümmern lag in einem Raum, der eine Art geschütztes Nest bildete, ein ausgebrannter deutscher Tank. Rundherum lag die Munition verstreut — Geschosse, geformt wie Weinflaschen, zum Teil noch in ihrer sorgsamten Verpackung von Stroh und Fiber.

Die große Brücke war zusammengebrochen, in den Fluß gestürzt. In der Nähe, an einer Anlegestelle, zielte ein Flakgeschütz, das als Tankabwehrwaffe verwendet worden war, noch immer mit vorbildlicher Genauigkeit auf das Ende der Brücke am andern Ufer des Rheins.

In Bonn stank es ebenso sehr wie in Köln oder wie in den Ruhrstädten. Zu dem ständigen Gestank, der einen — wie ein allzu treuer Kamerad — niemals verließ, kam noch hinzu, daß die Stadt unter einer Plage von kleinen grünen Insekten litt, die vermutlich in all dem Geröll und auch in den Abfallhaufen brüteten; denn seit Monaten war der Müll nicht fortgeschafft worden, in zahlreichen Straßen lagen große Schutthaufen, mit Gras bedeckt, und selbst Kartoffelpflanzen wuchsen aus Bergen von Sand und Stroh und Speiseabfällen.

Abends ballten sich diese kleinen Fliegen an den Wänden der Schlafzimmer. Zur Essenszeit waren sie in jedem Getränk. Eines Abends ging ich am Rhein spazieren. Als ich heimkehrte, war die Sonne untergegangen, und die Fliegen lagen wie schwere Schwaden des Londoner Erbssuppennebels auf beiden Seiten des Flusses. Sie

schwärmten in meine Augen, meine Nasenlöcher, mein Haar, und wenn ich versuchte, mich ihrer zu erwehren, lösten sie sich in einen dünnen, grünen, schmierigen Schleim.

Der Rektor der Bonner Universität, Dr. Konen, ist ein kräftiger Mann von siebzig. Er hat ein müdes, schmales Gesicht mit einem verfeinerten, geistigen Ausdruck. Er besitzt auch Sinn für Humor. Was er sagt, illustriert er gern mit Metaphern, Parabeln, Bildern, Anekdoten. Aber er wird nicht geschwätzig.

Konen wohnt in einem Hause auf den Hügeln von Godesberg, oberhalb des Rheins, mit dem Blick über den Fluß auf das schöne Siebengebirge. Seine Wohnung ist altmodisch, vollgestopft mit Möbeln, aber sauber und hell.

Konen erklärt die Situation der Bonner Universität seit Hitlers Machtergreifung und während des Krieges. Er sagte, die Professoren seien nach 1933 in verschiedene Gruppen gespalten gewesen. Es gab solche, die die Nazis bei ihrem Versuch, an den Universitäten eine völlig nazistische Ausbildung einzuführen, tatkräftig unterstützten; solche, die wohl aktive Nazis waren, trotzdem aber einen gewissen Respekt vor objektiven Werten bewahrten und vor der Tradition der Universitäten, die sie gern unabhängig erhalten wollten. Solche, die nichtaktive Parteimitglieder waren, solche, die nicht Parteimitglieder waren, sich der Partei aber nicht widersetzen, solche, die der Politik völlig fernblieben, und schließlich solche, die ernsthaft versuchten, dem Einfluß der Nazis Widerstand zu leisten. Er sagte, daß etwa die Hälfte der Universitätslehrer die Nazis niemals unterstützten, und daß niemals mehr als fünfundvierzig Prozent der Partei angehört hätten. Im ganzen, meinte er, sei ein hohes Unterrichtsniveau aufrechterhalten worden.

Ich sagte, die meisten englischen Beobachter hätten den Eindruck, daß das Denken der Jugend von den Nazilehren vergiftet sei.

Er sagte, die jungen Leute seien verwirrt, geistig unterernährt, aber nicht vergiftet auf die einfache, unmittelbare Art, wie wir glaubten. «Versuchen Sie sich einmal vorzustellen, was es für einen jungen Menschen bedeutet, in Deutschland erzogen zu werden. Wenn er von ganzem Herzen Nazi wurde, dann wurde er mit endlosen Pflichten und Mühen überbürdet. Seine Zeit gehörte ihm nie. Es wurde ihm keinerlei Gedankenfreiheit gestattet. Man erwartete von ihm, daß er völlig mit jeder Treue gegenüber Vaterhaus und Familie brach. Wollten seine Eltern einen Nazi aus ihm machen, so mußten sie ihn mit Leib und Seele der Partei übergeben. In den ersten Tagen gingen viele junge Leute völlig in der Bewegung auf. Doch später war es nicht so. Während des Krieges besuchten mich viele meiner Studenten. Ich

kann Ihnen die Versicherung geben, daß die meisten nichts anderes von der Zukunft erhofften als eine Frau, ein Heim und eine Beschäftigung.»

Als ich ihn verließ, hielt er mich noch an der Türe fest und sagte kräftig: «Wenn man von mir verlangen wird, daß ich meine Studenten wieder unterrichten soll, dann werde ich imstande sein, es zu tun. Dazu habe ich volles Vertrauen. Ich fürchte nicht, daß die Studenten sich meiner Kontrolle entziehen könnten. Eine Universität stellt einen gewissen Nutzen für die Gemeinschaft dar, wie ein Gutshof, und wie die Kühe für Milch sorgen, können wir Professoren geistige Bedürfnisse befriedigen.»

Professor Cloos, der Geologe, den ich in dem Hörsaal eines unbeschädigten Universitätsgebäudes in einem Vorort traf, ist ein kleiner temperamentvoller Mann mit ungepflegtem langem Haar und einem sonnverbrannten Freilufttäußern. Er hat eine sehr gesteigerte Art. Er hat sich der Zivilverwaltung gewidmet und organisiert die erzieherische Tätigkeit. Er hat Konzerte veranstaltet, wie sie jüngst für die Zivilbevölkerung in Bonn gegeben wurden.

Wie die andern Professoren, die ich besuchte, hatte ich auch ihn mit Absicht ausgewählt, weil er den Ruf genoß, ein Gegner des Regimes zu sein. Er war sehr eifrig in der Verteidigung seiner Studenten. «Die braune Farbe der Nazis hat viel weniger weit gespritzt, als Sie sich vorstellen», sagte er. «Jedenfalls ist das Rheinland ein Teil Deutschlands, der den Nazis am stärksten widerstanden hat. Ich selber habe meinen Einfluß über meine Schüler stets bewahrt, weil sie wußten, daß ich kein Nazi war. Die Naziprofessoren waren es, die nicht geachtet wurden und darum ihren Einfluß verloren. Viele der Studenten wünschten glühend Deutschlands Niederlage. Hier in diesem Hörsaal versammelten sich meine Studenten, um auf den alliierten Sieg zu trinken, als die Amerikaner in Nordafrika landeten.»

Er berichtete, daß mehrere Medizinstudenten sich dem Militärdienst entzogen hätten, nicht weil sie Feiglinge waren, sondern weil sie den Krieg haßten. Als Geograph war er in der Lage, einigen von ihnen bei der Flucht in die Schweiz dadurch zu helfen, daß er ihnen auf der Karte die Stellen zeigte, wo sie die Grenze am leichtesten passieren konnten. Er sagte, die akademische Jugend sei stets ein Zentrum des Widerstandes gegen die Nazis gewesen.

Das waren die Erklärungen von Ausnahmsmenschen, und sie stellen gewiß nicht die Ansichten des Durchschnittsdeutschen dar. Es sind die Ansichten der wenigen Intellektuellen, die Hitler immer schmähete, weil sie nicht an den deutschen Sieg glaubten und jederzeit jenseits der deutschen Gemeinschaft stünden.

Selbst diese Männer vertraten manche Meinungen, die, wie ich

glaube, den Einfluß von zehn Jahren Naziideologie zeigen. Sie schätzen die Außenwelt zum Beispiel lediglich nach Machtbegriffen ein. Sie legen die Zonen der alliierten Besetzung strategisch aus. Die britische Zone war für sie «die Brücke», der britische Brückenkopf auf dem Festland. Der britische Entschluß, ein Gebiet des Kontinents von der Rheinmündung bis zur Elbemündung zu besetzen, bedeutete für sie die Aufgabe des früheren britischen Vertrauens auf den Brückenkopf Frankreich. Sie glaubten nicht, daß wir es uns jemals leisten könnten, «die Brücke» wieder aufzugeben, und darum ließen sie gelten, daß ihr Geschick und ihre Zukunft jetzt mit denen Britanniens verbunden blieben. Sie wiesen darauf hin, daß die Briten, die Rheinländer und die Hamburger gewisse Interessen und charakteristische Merkmale gemeinsam hätten, darunter den Haß gegen Preußen und gegen die in Berlin zentralisierte Regierung Deutschlands. Sie bedauerten sehr, daß wir unsere Absichten hinsichtlich Deutschlands nicht fest und endgültig kundgaben, damit sie ihre Zukunft als Teil des Britischen Empires klarer ins Auge fassen könnten. Denn heute waren sie bereit, sich als Teil des Britischen Empires zu sehen, und es ist nichts besonders Auffallendes an der Frage, die ein hervorragender katholischer Priester, Pater R., an mich richtete: ob ich glaube, daß die britische Zone in zehn Jahren zum Dominion erhoben werden könne.

Eine andere Haltung, die sie miteinander teilten, war bitterer, unverhohlener Groll gegen die Franzosen, deren Besetzung eines Teils des Rheinlandes sie als die größte Unwürdigkeit ansahen, die sie sich gefallen lassen mußten. Die Franzosen, sagten sie, seien geschlagen, sie seien als Nation und als Macht erledigt, und die Wiederbelebung der französischen Leiche durch die Macht der Alliierten war ihnen unerträglich.

Bis zu dem Tage der Atombombe war ihnen mit fast allen Deutschen die Ansicht gemeinsam, daß Rußland am Ende das gesamte europäische Festland besetzen oder aber von den Westmächten geschlagen werde. Zu dieser Folgerung zwang sie ihre Gewohnheit, jede Situation nur in Machtbegriffen zu verstehen. Sie wiesen darauf hin, daß die amerikanische Armee den Kontinent bald verlassen haben werde und daß dann das Gleichgewicht der Macht zwischen Rußland und dem Westen entschieden zugunsten Rußlands verändert wäre. Für das deutsche Denken ist die Folgerung, Rußland werde den Westen angreifen, unausweichlich.

## SCHULD

Eines Morgens besuchte ich C. nochmals. Er saß an seinem Tisch, auf dem sich die Bücher häuften. Eines davon war «The Ondt and the

Gracehopper», ein Teil von «Finnegans Wake». Es enthielt zahlreiche Randbemerkungen C.s, die die Herkunft einiger von Joyces Wortspielen erklärten. Das Buch war C. von James Joyce gewidmet.

Eine Zeitlang sprachen wir über Joyce. Dann sagte er: «Ich möchte dieses Buch verkaufen, aber ich weiß nicht, was es wert ist.» Ich meinte: «Ich werde versuchen, das in London herauszubekommen. Aber jedenfalls können Sie es jetzt und hier der verschiedenen Wechselschwierigkeiten wegen nicht verkaufen.» — «Das tut nichts. In einem oder anderthalb Jahren wird es gehen.» — «Warum wollen Sie Ihre Bücher denn verkaufen? Sind Sie in Not?» — «Nein, durchaus nicht. Und in Deutschland gibt es jedenfalls nichts zu kaufen. Ich liebte schöne Bücher und reizende Dinge, aber jetzt will ich alles loswerden. Ich habe billige Ausgaben all der Bücher gesammelt, die ich während meines restlichen Lebens noch lesen will.» Er wies auf einige Reihen von schäbigen Büchern auf den Regalen. Ich sagte: «Ich würde Ihre Bücher nicht verkaufen, denn in fünf Jahren wird alles anders sein, und dann werden Sie es wahrscheinlich bedauern, wenn Sie keine schönen Dinge mehr haben.» — «Nein», sagte er, «ich weiß, daß es für jeden Deutschen von einiger Würde und Selbstachtung unmöglich ist, auch in mehr als fünf Jahren aus all dem herauszukommen. Wir haben uns in der ganzen Welt verhaßt gemacht, und jetzt sind wir zum Gefängnis in der Ruine verurteilt, die Deutschland ist. In fünf oder zehn Jahren werde ich ein alter Mann sein. Ich bin bereits sechzig.»

Später entdeckte ich, daß er bestimmt einen andern Grund hatte, seine Sachen zu verkaufen. Er fürchtete, seine Frau könnte im kommenden Winter einen Vorrat an barem Geld benötigen, um sie vor dem Hunger zu schützen.

Wir sprachen von Frankreich. Ich erzählte ihm, daß ich Sylvia Beach gesprochen hatte, die früher Joyces Verlegerin gewesen war. Ich sagte ihm, sie sei während der Besetzung Frankreichs interniert gewesen. Ich sagte ihm, ich hätte mich daran erinnert, daß ich vor dem Krieg in ihrem Geschäft ein schönes Mädchen von achtzehn Jahren gesehen hatte. Dieses Mädchen war eine Jüdin. Die Deutschen hatten Sylvia befohlen, sie zu entlassen. Sylvia setzte ihnen auseinander, sie als Bürgerin der Vereinigten Staaten erkenne die anti-jüdischen Gesetze nicht an. Daraufhin internierten die Deutschen Sylvia. Das Mädchen aber wurde in einen Zug nach Polen gebracht. Man hörte niemals mehr etwas von ihr.

Ich sprach auch von meiner Freundin Ghisa Drouin. Auch sie war Jüdin und, während sie für ihre Familie in Paris sorgte, den Judengesetzen unterworfen. Sie mußte den Davidstern tragen, in den Anlagen auf besondern Bänken sitzen, im Metro in besondern Abtei-

lungen fahren und durfte nur zu bestimmten Morgenstunden einkaufen gehen. Da sie für ihre Familie arbeitete, mußte sie zu andern Stunden ihre Einkäufe besorgen und wußte immer, daß auch sie in einen Zug nach Polen gesetzt würde, wenn man sie erwischte.

Als ich in Paris war, aß ich bei Drouins. Ghisa saß an einem Ende des Tisches, ihr Mann am andern Ende und mir gegenüber ihr zehnjähriger Sohn Georges. Ghisa begann von der Zeit zu berichten, da die Deutschen in Paris gewesen waren. Sie erzählte, wie sie manchmal bei den Deportationen eine besondere Auswahl trafen, indem sie das älteste und das jüngste Mitglied einer Familie verschickten, eine Großmutter und ein Enkelkind zum Beispiel.

Dazu sagte Georges, der uns mit großen Augen beobachtet hatte: «Und sie haben auch einen von meinen Schulkameraden weggeholt.»

«Ja», sagte Ghisa schnell, «sie haben einen elfjährigen Schulkameraden mit seiner fünfundsiebzigjährigen Großmutter verschickt.»

«Und wir haben nie wieder von ihnen gehört», sagte Georges. Um seinen Mund war ein seltsamer Ausdruck, es war der erstarrte Mund einer griechischen tragischen Maske. Wir sprachen von andern Dingen.

Es gab ein Schweigen. Dann berührte C. meinen Arm und sagte: «Als Sie unlängst von Schuld sprachen, wollte ich Ihnen etwas sagen. Es verhält sich so, daß die Deutschen der entsetzlichsten Verbrechen schuldig sind, und daß sie nichts Neues aufbauen können, bevor sie bereit haben.

Nach dem letzten Krieg war ich ein junger Mann, ich war voller Hoffnung, daß wir ein neues Deutschland aufbauen könnten. Aber es ist uns mißlungen, und während dieser Jahre habe ich einen wachsenden und unbeschreiblichen Ekel vor diesem Volk bekommen. Ich habe zu ihnen allen miteinander kein Vertrauen. Und was mich betrifft, so weiß ich, daß ich ein alter Mann sein werde, bevor wir uns von diesem erholt haben.

Was können wir von einem Volk erhoffen, das als Parole Görings ‚Kanonen statt Butter‘ angenommen hat und zur gleichen Zeit so völlig unfähig war, Folgerungen zu ziehen, daß es knapp vor Ausbruch des Krieges noch herumging und erklärte: ‚Der Führer ist so klug, er wird uns niemals in den Krieg führen?‘»

## POLEN

Auf einer Bank unter Bäumen, mit leerem Ausdruck über den Rhein starrend, saßen sechs Männer in zerfetzten Reichswehruniformen. Zuerst dachte ich, es seien deutsche Gefangene, aber als ich sie ansprach, stellte ich fest, daß es Polen waren.



Sie sprachen sehr schlecht deutsch und drückten sich mehr mit groben, schwerfälligen Gebärden aus als mit Worten. Zwei von ihnen waren viel jünger als die andern, und in ihren graublauen Uniformen mit den schmalen, zusammengezogenen Gesichtern sahen sie aus wie Clowns von Picasso aus der Blauen Periode.

«Ihr Engländer seid viel zu gut zu diesen schmutzigen Deutschen, viel zu gut», sagte einer von ihnen stockend. Und ein anderer von ihnen fuhr fort: «Jetzt gehen sie alle herum, und jeder sagt: ‚Ich bin nie ein Nazi gewesen, nein, ich bin nie ein Nazi gewesen.‘» Und ein dritter fügte hinzu: «Sie nehmen alle die Hüte ab, sie verbeugen sich alle. Sie können gar nicht höflich, gar nicht freundlich genug zu euch sein!»

«Aber wie waren sie früher?» Das Wort ging von einem zum andern, wurde von Mund zu Mund übernommen, und wenn einer sprach, versanken die andern in mürrisches Schweigen. «Wir wurden zusammengetrieben wie Vieh. Wir mußten arbeiten wie Sklaven.» — «Nichts war schlecht genug für uns.» — «Wenn wir in Lastwagen in einer Station ankamen, dann sammelten sich gewöhnlich die Kinder um uns und schrien: ‚Schmutziger Polack! Dreckiger Polack!‘» — «Wir haben niemals von irgend jemandem ein gutes Wort gehört.» — «Wir waren fünf Jahre hier, und keiner hat uns freundlich angeschaut oder uns etwas Gutes erwiesen. Nicht einer!»

Der älteste Mann sagte: «Dreißigtausend Menschen sind in der Stadt umgebracht worden, woher wir kommen. Mein Sohn ist auch hier bei mir.» — «Ja», sagte der Sohn, «ich bin bei meinem Vater, aber von meiner Mutter und meiner Schwester wissen wir nichts. Und die andern haben alle ihre Verwandten verloren.»

Es wurde still, dann sagte einer von ihnen: «Man hat uns zwanzig Mark im Monat für unsere Arbeit gegeben, aber das meiste davon wurde uns weggenommen.» — «Sehen Sie, zwei von uns mußten einen ganzen Eisenbahnwagen an einem Morgen abladen.» — «Wenn wir das nicht konnten, wurde uns unser Lohn gekürzt.»

«Wir würden lieber zwanzig Jahre unter den Amerikanern oder den Engländern arbeiten, als ein Jahr unter den Deutschen.»

## VERSCHIEDENE SCHLUSSFOLGERUNGEN

Es ist gewiß wahr, daß es heute in der ganzen Welt eine Internationale von wohlgesinnten Männern und Frauen gibt. Sollte ich ihre Merkmale zu definieren haben, so möchte ich sagen, daß sie nicht unbedingt demokratisch oder antidemokratisch, links oder rechts oder die Vertreter einer Klasse sein müssen. Im ganzen aber sehen sie die

Mängel der demokratischen Regierungssysteme doch als entschieden geringer an als die der autoritären, und so stehen sie mit ihren Sympathien häufiger — wenn auch nicht immer — links als rechts, und eine Probe ihres guten Willens ist eine ernsthafte Beschäftigung mit dem Wohl des kleinen Mannes. Ihr bewußter oder unbewußter Glaube ist das Christentum, und die ernsteste Meinungsverschiedenheit zwischen diesen Menschen guten Willens ist wahrscheinlich die Frage, ob sie die menschliche Natur eher als gut denn als schlecht oder eher als schlecht denn als gut ansehen. Doch, was die Ziele anlangt, würden sie darin übereinstimmen, daß im heutigen Stadium der Weltgeschichte jedes Opfer eines nationalistischen — oder Klasseninteresses nicht bloß gerechtfertigt, sondern notwendig ist, wenn es im Interesse des kommenden Friedens liegt; daß alle nationalistischen Angriffsabsichten unbedingt zu verurteilen seien, daß die Zivilisation nur gerettet werden kann, wenn sie auf der doppelten Sicherheit des Friedens und der sozialen Gerechtigkeit gegründet ist. Vor allem aber fühlen diese Menschen, daß es ihre Pflicht ist, diese Ziele, die bereits in Herzen und Seelen der Menschen sind, auszusprechen und klar zu machen, so daß — sobald offenbar wird, daß es tatsächlich die tiefsten Wünsche aller Menschen aller Nationen sind — Zweifel, Argwohn und Selbstsucht, die jetzt die Erfüllung dieser Ziele verhindern, viel leichter unterdrückt werden können.

Wenn diese Worte einen Geisteszustand schildern, der sehr weit verbreitet ist und tatsächlich bei jeder internationalen Konferenz, an der ich jemals teilnahm, vorherrschte — obgleich das nur selten zu einem Ziel führt — dann kann man kaum bezweifeln, daß es auch Deutsche gibt, die in Deutschland leben und so gefühlt haben. Eine Seite des deutschen Problems ist es, daß es nicht etwa keine Deutschen guten Willens gäbe, sondern einfach, daß ihrer nicht genügend vorhanden sind.

Das Ergebnis der Vereinsamung ist, daß die deutschen Intellektuellen alle Mängel ihrer Schwäche zeigen — wie im Fall C. — sich selbst als außerhalb des deutschen Volkes stehend betrachten, von dem C. «angeekelt» ist, und manchmal zu der Sache des Starken übergehen, gerade weil sie sich selbst so schwach fühlen.

Der Eindruck der polnischen Gefangenen von dem Verhalten der überwältigenden Mehrheit der Deutschen, denen sie auf ihrer langen Wanderung begegnet sind, ist zweifellos richtig. Es ist ein schreckliches Zeugnis, das einem erklärt, warum man jetzt in jedem Winkel Deutschlands über einen neuen Greuel, ein Massengrab oder ein Gefangenenlager stolpert.

Zur gleichen Zeit gab es unzweifelhaft einige wenige Deutsche, die den ganzen Krieg hindurch nicht an den deutschen Sieg glaubten, und

andere, die solch einen Sieg fast ebenso fürchteten wie Deutschlands Feinde. Das waren die Intellektuellen, die Hitler schmähte, und wenn man auch keinerlei Sympathie mit Hitlers Anschauungen hegt, so war doch ein gewisser Scharfsinn in seiner Analyse dieser Leute mit ihrem völligen Zynismus und ihrer Gegnerschaft gegen alles und alle. Sie hatten allen Glauben verloren, weil sie unter einem Gefühl der Niedergeschlagenheit litten, dessen Ausdehnung nur der verstehen kann, der einige Wochen in Deutschland gelebt hat.

Ein großes Problem ist es, das politische Leben in demokratischem Sinn neu zu erwecken. Wenige Menschen haben die Schwierigkeit dieses Problems voll erfaßt, das darin liegt, daß es wohl politische Parteien in Deutschland gibt, nicht aber echte politische Ziele, da ja weder das Schicksal noch die Hilfsquellen Deutschlands in deutschen Händen sind. Politische Experimente in Deutschland sind etwa wie politische Experimente und «Parteiregierungen» in einer fortschrittlichen Schule von heruntergekommenen Burschen und Mädchen, die zwischen Ruinen hausen.

Ein anderes großes Problem, das ich niemals diskutieren hörte, ist es, eine öffentliche Meinung zu schaffen und dem deutschen Volk Persönlichkeiten zu zeigen, die nicht völlig eins mit den Besetzungsmächten sind und die die Deutschen achten könnten, weil es sich um hervorragende Menschen handelt. Hierin dürfte die deutsche Intelligenz eine sehr bedeutende Rolle spielen können. Denn dies ist der einzige Teil der deutschen Gesellschaft, der hervorragende Menschen guten Willens einschließt. Außerdem diskutieren diese Historiker, Philosophen, Theologen usw. keine Probleme, die den Interessen der Besetzung zuwiderlaufen. Zu gleicher Zeit ist das Bedürfnis nach geistiger Führung in Deutschland sehr groß. Es gibt gewiß, wie Mr. Bevin betonte, eine ebenso große geistige wie materielle Entbehrungs-  
krise in Deutschland.

Von diesem Gesichtspunkt aus können wir Deutschland als Sodom ansehen. Wenn wir zehn gute Deutsche finden, dann können wir das geistige Leben Deutschlands retten. Das heißt, wenn wir zehn Deutsche, die die Deutschen zu achten vermögen, weil sie nicht bloß Deutsche sind, sondern auch von der Außenwelt angenommen und angehört werden, durch alle möglichen Mittel der Bewegungsfreiheit und der Öffentlichkeit mit dem deutschen Volk und mit der Außenwelt in Berührung bringen können, dann werden wir den Deutschen den Pfad gezeigt haben, der sie aus Dunkel und Verzweiflung hinaufführt, den Pfad, der sie auch in die europäische Gemeinschaft leitet.

Es herrscht in Deutschland ein großes Bedürfnis — auf dem höchsten intellektuellen Niveau — nicht bloß Parteifragen zu diskutieren, sondern auch Fragen der Religion, Fragen der deutschen Geschichte,

des deutschen Machtbegriffes, der Lebensformen. In Deutschland mag es Männer von beispielhafter Uneigennützigkeit geben, Männer, die stets gegen die Nazis gewesen waren, und die jetzt zu den Deutschen von jenen Dingen sprechen können, die sie unmittelbarer angehen als die Politik. Solche Deutsche müssen in den Konzentrationslagern gefunden werden, in den Kirchen und an den Universitäten. Einige von ihnen müssen sich auch unter den Emigranten finden lassen. Immerhin können die Emigranten Deutschland nur beeinflussen, wenn sie bereit sind, alles aufzugeben: das heißt, wenn sie bereit sind — wie Karl Barth, der aus der Schweiz an die Bonner Universität zurückgekehrt ist — in ihr Land zurückkehren und dort als Deutsche zu leben. Am stärksten bedürfen die heutigen Deutschen das persönliche Beispiel hervorragender Menschen, die sie lehren, wie sie ihre Verzweiflung überwinden und ihre Schuldgefühle in tätige Reue ummodeln können.

*(Aus dem Englischen übersetzt von N. O. Scarpi)*

*Zuerst erschienen in «Horizon», Dezember 1945*